

Aus der Welt der Gehörlosen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **37 (1943)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Ihr seht ja aus“, sagte einer, „als wenn sie Euch unter dem Kiel durchgezogen hätten.“ — „So? meint Ihr“, sagte der Gaskonier, „man könne trocken schwimmen? Wenn das noch einer erfindet, so will ich's auch lernen. Denn ich bin der Bote von Oleron und schwimme jeden Montag mit Briefen und Bestellungen nach dem Festlande, weil's geschwinder geht. Jetzt bin ich auf dem Rückweg, und da schadet es nicht, wenn ich auch mit dem Postschiff ein wenig später komme. Wenn's erlaubt ist, so will ich vollends mitfahren. Es kann nicht mehr weit sein bis Dover.“ „Landsmann“, sagte einer und stieß eine Wolke Tabakrauch aus dem Munde (es war aber kein Landsmann, sondern ein Engländer), „wenn Ihr von Calais bis hierher geschwommen seid durch das Meer, so könnt Ihr noch mehr als der schwarze Schwimmer in London.“ — „Ich gehe keinem aus dem Weg“, sagte der Gaskonier. — „Wollt Ihr's mit ihm versuchen“, erwiderte der Engländer, „wenn ich hundert Louisdor auf Euch setze?“ Der Gaskonier sagte: „Mir recht!“ Der Engländer nahm ihn auf seine Kosten mit nach London und hielt ihn gut mit Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bleibe. „Mylord“, sagte er in London zu einem guten Freund, „ich habe einen Schwimmer mitgebracht vom Meer. Gilt's hundert Guineen, daß er besser schwimmt als Euer Mohr?“ Der gute Freund sagte: „Es gilt!“ Den anderen Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf einem bestimmten Platz an dem Themsefluß, und viele hundert neugierige Menschen hatten sich versammelt und wetteten noch extra, der eine auf den Mohr, der andere auf den Gaskonier, einen Schilling, sechs Schilling, ein, zwei, fünf, zehn, zwanzig Guineen, und der Mohr schlug den Gaskonier nicht hoch an. Als sich aber beide schon ausgekleidet hatten, band sich der Gaskonier mit einem ledernen Riemen noch ein Ristlein an den Leib und tat, als wenn's so sein mußte. Der Mohr sagte: „Wie kommt Ihr mir vor? Habt Ihr so etwas dem großen Springer abgelernt, der Bleifugeln an die Füße binden mußte, wenn er einen Hasen fangen wollte, damit er den Hasen nicht übersprang?“ Der Gaskonier öffnete das Ristlein und sagte: „Ich habe nur eine Flasche Wein darin, ein paar Knackwürste und ein Laiblein Brot. Ich wollte Euch eben fragen, wo Ihr Eure Lebensmittel habt. Denn ich schwimme jetzt den Themsefluß hinab und durch den Kanal ins Atlantische Meer nach Cadix, und

wenn's nach mir geht, so kehren wir unterwegs nirgends ein, denn bis Montag muß ich wieder in Oleron sein. Aber in Cadix im Rößlein will ich morgen früh ein gutes Mittagessen bestellen, daß es fertig ist, bis Ihr nachkommt.“ Der Mohr verlor Hören und Sehen. „Mit diesem Enterich“, sagte er, „kann ich nicht um die Wette schwimmen. Tut, was ihr wollt“, und kleidete sich wieder an. Also war die Wette zu Ende, und der Gaskonier bekam von seinem Engländer, der ihn mitgebracht hatte, eine ansehnliche Belohnung; der Mohr aber wurde von jedermann ausgelacht. Denn ob man wohl merken mochte, daß es von dem Franzosen nur Spiegelfechtereie war, so fand doch jedermann Vergnügen an dem fecken Einfall und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von allen, die auf ihn gewettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirtshäusern und Bierkneipen freigehalten und bekannte, daß er noch sein Leben lang in keinem Wasser gewesen sei. Johann Peter Hebel.

Aus der Welt der Gehörlosen

Eine Mutter schreibt über ihr schwerhöriges Kind.

Marie ist sechs Jahre alt und schwerhörig. Sie kann etwas sprechen, und durch Übung wird die Aussprache etwas verbessert. Sie geht noch nicht in die Schule.

Wir, die Eltern, wußten nicht, daß Marie so stark schwerhörig war, bis sie vier Jahre zählte. Zwei Gründe erklären unsere Unwissenheit. Sie war unser erstes Kind. Als sie nicht sprechen lernte, sagte jedermann: „Oh, sie fängt nur etwas spät zu reden an!“ Auch ließen ihre Munterkeit und zeitweises Hören den Arzt glauben, daß sie normales Gehör habe und nur etwas nachlässig sei in der Aussprache. Endlich brachten wir sie zu einem Ohrenarzt. Dieser stellte fest, daß sie ohne Zweifel von Geburt an schwerhörig sei und von sich selbst aus gelernt habe, von den Lippen abzulesen. Er riet uns, sie in eine Taubstummenanstalt zu schicken, welche weit entfernt ist von hier. Als wir ihn fragten, wie wir Marie auf andere Weise helfen könnten, erwiderte er, es gebe keine andere Möglichkeit.

Trotzdem war ich entschlossen, mein kleines Mädchen daheim zu behalten und selbst zu

unterrichten. Ich wußte aber nicht, wo und wie anfangen. Ich hatte gar keine Erfahrung in dieser Sache. Ich erzählte meinen Freundinnen von Marias Gebrechen. Eine jede wünschte mir zu helfen. Sie erzählten mir von Bekannten, die gehörlos waren. Ich sammelte Bücher und Fibeln, erste Lesebücher, Vogel- und Blumenbücher, Malbücher — kurz alles, was einem Kind helfen kann, einen Wortschatz zu sammeln. Marie kannte nämlich mit vier Jahren nur noch ganz wenig Wörter.

Marie zeigte wenig Willen und Freude zum Sprechen. Ich konnte ihr das gleiche Wort ungezählte Male wiederholen, bis sie sich endlich daran erinnerte. Dann war es erst noch schwer, dasselbe zu verstehen. An einem Wintertag schrieb ich an die Wandtafel in der Küche ein Wort. Als sie die Küche betrat, war ihre erste Frage: „Was ist das?“ Ich sagte ihr das Wort, erklärte es und zeichnete ihr den Gegenstand an die Wandtafel. Das freute sie, und sie verlangte weitere Zeichnungen. Aber ich zeigte ihr vorläufig kein anderes Wort an diesem Vormittag. Auf diese Weise blieb ihre Neugierde und ihr Interesse wach. Allmählich zeigte ich ihr mehr Wörter und mehr Bilder. Auch nahm sie Wörter und Bilder in ihren Büchern auf.

Ich versuchte, ihr nun auch Kinderreime ins Ohr zu singen, aber es hatte keinen Erfolg. Dann begann ich sie beten zu lehren, wenn sie zu Bett ging. Ich lernte sie Wort um Wort und brauchte mehrere Abende für eine einzige Zeile. So lernte sie zum erstenmal etwas auswendig. Nachher versuchten wir es mit den kleinen Liedern, die die Kinder in der Sonntagsschule lernen. An einem Kindertag konnte sie sogar ein kleines Lied auffagen. Ich glaube aber, daß man kaum die Hälfte von dem, was sie sagte, verstand. Aber es machte uns dennoch glücklich. Letzte Woche bewirtete Marie zwölf kleine Knaben und Mädchen anlässlich ihres sechsten Geburtstages. Alle ihre Spielgenossen haben normales Gehör, doch sah man Marie beim Spiel ihr Gebrechen nicht an. Ein dreijähriger, hörender Bruder hat Marie mit seiner Sprache sehr viel geholfen.

Nun hat mich Marie öfters, mit ihr „Schule zu spielen“. So oft es mir möglich war, legte ich meine Arbeit weg und wir spielten Schule. Beim ersten Zeichen der Langeweile ging ich wieder an meine Arbeit. Das Zählen lernte sie, indem ich Zahlen ausschnitt und aufklebte. Sie spielt jetzt damit Lotto.

Jede Woche beobachteten wir Fortschritte in der Sprache und im Verstehen, jedoch nicht im Gehör. Ich habe viele Methoden versucht. Manches gelingt, manches auch nicht. Aber ich bin so froh, wenn einiges gelingt und ein Erfolg zu bemerken ist.

Nun haben wir Marie doch in die Gehörlosenschule gegeben, da wir sehen, daß eine richtige Spezialschulung nötig ist.

Dieser Aufsatz stammt aus der „Volta Review“, einer amerikanischen Gehörlosenzeitung. Er ist einem Gedankenaustausch von Eltern schwerhöriger Kinder entnommen und wurde übersetzt von Hrn. Rob. Frei.

Ein Genfer Schwerhöriger erzählt.

Mitten im Winter, da feine Schneeflocken in großer Eile vom Himmel rieseln, da denke ich an meine Zeichnungen vom Kornfeld. Wer könnte es glauben, daß einige Dörfer des Kantons Genf zu den verhältnismäßig größten und besten Getreideproduzenten (Getreidepflanzen) gehören? Malerisches Sumpfland voll Schilfrohr und Gestrüpp wurde mit Hacke und Pflug in fruchtbares Getreideland verwandelt. Als Korn und Hafer reiften, erschien der Kanton Genf wie ein üppig mit Gold gewebter Teppich. Welche Arbeit und wie viel Hoffnungen harrten hier! Wie ist die Ausdauer des Landwirts zu bewundern — und wie bedaure ich es, nicht mitarbeiten zu können! Aber meine Gesundheit ist zu schwach und meine Hände können nur den Malerstift führen. Aber von jeher hat das Kornfeld mein Malerauge erfreut. Da die Aehren noch grün sind, hat das Getreidefeld etwas Weiches, Anmutiges. Dann werden sie immer gelber (wie Ocker), im Gegenjonnenlicht fast orangegelb, dann wieder bleicher, um endlich geerntet zu werden.

Einst sah ich, wie die Schnitter das Korn schrittweise niedermähten. Ich studierte ihre Bewegungen und das dabei mitspielende Licht. Nun wird dieser Anblick selten. Oft mäht nur ein einzelner Mann den Feldrand ab, damit die Maschine angreifen kann. Oder wo zu viele Obstbäume ein Hindernis bilden. Die Maschine (der Traktor oder Tanker) macht schnellere Arbeit. Doch sah ich auch Mähmaschinen mit ein, zwei oder sogar drei Pferden bespannt. Diese versuchte ich zu malen und rannte wohl oft dem Gespann nach, um den Anblick zu erhaschen. Und nicht nur das Gespann, sondern auch die zwei Männer darauf, den Rosselenter

und den Garbenordner. Daneben schichteten schon Frauen und Mädchen die Garben zu sogenannten Puppen zusammen und stellten sie kunstvoll zum Trocknen auf. Wie Bataillone standen sie da. Ein solches Bild mit einem alten Genfer Bauernhaus im Hintergrund und den wechselnden Baumschatten bildet eine wahre Farbensymphonie (Farbenzusammenklang) in Gold, Grau und Silber.

Einmal verfolgte ich einen beladenen Erntewagen, um zu sehen, wohin er fuhr. Denn die zwei Pferde gefielen mir und ich wollte sie malen. Plötzlich hielt das Fuhrwerk still. Der Bub und die Erntegehilfin, eine Walliserin in Hofen gekleidet, untersuchten den Pferdekopf. Der Bub suchte in seinen Hosentaschen nach einer Schnur. Etwas am Zügel war los gegangen. Zum Glück konnte ich aushelfen. Da wurde mit Hilfe der Schnur der abgerissene Lederriemen wieder fest gemacht. Dann kam der Erntewagen auf die große Landstraße. Die Leute luden mich ein, samt Malerrucksack, Sonnenschirm und Feldstuhl auf den Wagen zu steigen. Da oben war ein herrlicher Ausblick auf die weite Genferlandschaft: Das Dorf auf dem Hügel mit dem feinen Kirchturm, gesegnete Felder, herrliche Bäume, Berge, Jura und ein prächtiger Sommerhimmel darüber. Der Wagen schwankte leicht wie ein Schiff. Trotzdem suchte ich die junge Walliserin zu zeichnen, die ebenfalls auf den duftenden Korngarben heimfuhr. Neben dem Wagen schritt rüstig die junge Bäuerin mit dem roten Tuch auf dem lockigen Haupt. Wir mußten uns öfters bücken, denn Nußbaumzweige bedrohten uns.

Endlich wurde vor der Scheune ausgespannt. Ein Junge mit sonnverbrannter Brust warf die Garben hoch hinauf, wo sie von der Walliserin aufgefangen und aufgeschichtet wurden. Die braven Leute verlangten, meine Zeichnungen zu sehen. Sie wünschten sich eine solche. Ich machte Pausen ¹⁾ davon und schenkte ihnen solche.

Die Ernte ging noch einige Tage weiter. Dann sahen die abgeernteten Felder traurig aus. Sie harrten des Pfluges und einer neuen Saat entgegen. Ich erntete auch für meine Kunst schöne Entwürfe und Gemälde.

H. Goerg.

¹⁾ Pausen = durchzeichnen durch dünnes Papier, Pauspapier.

Das Deuten oder Gebärden in den Taubstummenschulen.

Taubstumme Kinder äußern ihre Wünsche und Gedanken durch natürliche Zeichen. Die Mutter versteht ihr taubstummes Kind mit Hilfe der verschiedenen Zeichen gewöhnlich sehr gut, weil ihr die Gedankenwelt desselben bekannt ist. Viele Kinder sind sehr gewandt im Ausdruck ihrer Gedanken durch Zeichen. So kam einst ein fremdes, kleines, taubstummes Mädchen zu mir auf Besuch. In einer Ecke des Zimmers entdeckte es ein kleines Spielzeug. Da wollte es wissen, ob ein Kind bei mir wohne. Als ich es bejahte, fragte es mich durch Zeichen, wie groß dasselbe sei. Aus diesen Zeichenfragen schloß ich, das Mädchen sei fähig zu denken und zu überlegen und insolgedessen auch zu lernen.

Wenn ein solches Kind in eine Taubstummenschule eintritt, so suchen Lehrer und Lehrerinnen mit Deuten, Zeichen und Gebärden ihm verständlich zu machen, daß man es liebt und mit ihm in Kontakt (Verständigung, geistige Verbindung) zu kommen wünscht. Zeichen und Gebärden bei Kleinen sind oft ein Beweis geistiger Regsamkeit und Intelligenz.

Eugen Sutermeister hat in seinem „Quellenbuch“ über das Deuten oder Gebärden mehrere große Seiten geschrieben. Er vermittelt uns die Stellungnahme der Vorsteher der verschiedenen schweizerischen Taubstummen-Anstalten.

Schon im Jahre 1842 führte Herr Inspektor Arnold an einer Versammlung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zwei taubstumme Kinder vor. Ein 14jähriges Mädchen, das anderthalb Jahre Unterricht und ein ebenfalls 14jähriger Knabe, der schon fünf Jahre Unterricht genossen hatte. Das Mädchen erzählte in der Zeichensprache von einer Vorstellung eines Pferdereitens, das es gesehen, und der Knabe übersetzte diese Erzählung in die Wortsprache. Im Jahre 1851 empfing die Taubstummenanstalt Kiechen den Besuch eines russischen taubstummen Taubstummenlehrers mit seinem Schüler. Als die beiden dem Unterricht beiwohnten und der junge Herr sah, wie die Kinder sprechen konnten, fing er an zu jammern, er möchte das auch lernen. Im Jahre 1869 trat Eugen Sutermeister in diese Anstalt ein und blieb zehn Jahre dort. Er erlebte während dieser Zeit, daß die Gebärde in der Schule und auch in der Zwischenzeit verboten

wurde. Lehrer und auch Angestellte sprachen nur in der Lautsprache mit den taubstummen Kindern. Im Anfang wurden nur einsilbige Wörter benutzt und gelernt. Sie kamen so in Übung, daß die Kinder sie leicht aussprechen konnten und Freude daran hatten. Das war das beste Mittel, die Gebärde nicht aufkommen zu lassen. Sutermeister war der Gebärde niemals freundlich gesinnt, deshalb lernte er auch die Lautsprache mit Fleiß, so daß er sie beherrschte wie selten ein Gehörloser. Niemand verkennet die große Mühe und Arbeit von Lehrer und Schüler beim Erlernen des Sprechens. Auch gelingt es nicht allen Taubstummen, sich eine reine Aussprache anzueignen. Aber ein Taubstummer mit einer fehlerhaften Sprache sei immerhin besser daran, als einer, der nur deuten und schreiben kann, wird gesagt. Die Gebärde ist in vielen Fällen ein Feind der Wortsprache, weil die Sätze nicht richtig gebildet werden, und weil sie verhindert, die Wortsprache zu üben.

In der bernischen Knabentaubstummen-Anstalt, in der Bächtelen bei Bern, wird im Jahre 1830 der Grundsatz festgelegt, daß der Unterricht im mündlichen und schriftlichen Ausdruck gepflegt werden soll. Die Schüler sollen gelehrt werden, ihre Gedanken und Anliegen andern mitteilen zu können, um von ihnen Rat und Anleitung zu erhalten. Doch ist in dieser Anstalt im Unterricht die Gebärde, das Mienenspiel (Mimik), ein wichtiges Verständigungsmittel. Schweizergeschichte und biblische Geschichte wird durch Mienenspiel und Zeichensprache erzählt, worin Vorsteher Stucki ein Meister war. Erst nachher wird der Inhalt geschrieben und gelesen. Die Schüler sollen im schriftlichen Ausdruck und im Lesen sehr gewandt gewesen sein. Erst im Jahre 1865, unter dem Nachfolger Stuckis, Herrn Fr. Uebersax, wird im Unterricht die Gebärde nur noch gebraucht zur Erklärung schriftlicher, noch unbekannter Ausdrücke. In der Zwischenzeit und von den Angestellten ist sie aber doch als Verständigungsmittel geduldet. Erst später wird ihr regelrecht der Krieg erklärt.

Das Komitee der bernischen Mädchenanstalt sandte eine Lehrerin nach Pferten zum ersten Taubstummenlehrer Näf, um dort zu lernen; wie Taubstumme unterrichtet werden können. Die Lippen- und Tonsprache wurde geübt, vor allem aber das Schreiben. Später machten beide Lehrerinnen in Zürich in der dortigen Taubstummenanstalt einen Studienaufenthalt,

um die Lautsprachmethode gründlicher zu erlernen. Aber erst von Herrn Zurlinden, im Jahre 1876, wurde der Nutzen einer richtigen Lautsprache erkannt und sie zum alleinigen Unterrichtsmittel gemacht.

In dieser Zeit war unter den erwachsenen Taubstummen eine Bewegung zugunsten einer künstlichen Gebärdensprache entstanden. Doch für den Schulunterricht wurde die Lautsprache als die einzig richtige Verkehrssprache anerkannt. Auch in der Zwischenzeit sollen sich die Mädchen der Aussprache von Wörtern und Sätzen befleißigen. Gegen den sprachlichen Schlendrian muß eingeschritten werden. Dadurch wird das Leben nicht schwerer. Des Lebens Sonnseite sollen die Kinder reichlich genießen. Das ist der Standpunkt Herrn Gufelbergers im Jahre 1910.

Bei taubstummen Kindern muß der Kampf gegen die Gebärde aufgenommen werden. Ebenso wird von Eltern hörender Kinder gegen den Gebrauch grober und roher Ausdrücke gekämpft, welche die Kinder auf der Straße hören und mit Vorliebe nachsagen möchten. Auch ein Dialekt soll rein erhalten werden.

Allerlei

Simon Gfeller.

Im Jahre 1868 wurde auf einem emmentalischen Kleinbauerngut, ziemlich hoch oben auf der grünen Berg- und Hügelwelt, Simon Gfeller, der spätere Lehrer und Dichter, geboren. Aus seinem Lebensbuch „Drätti, Muetty u der Chlyn“ (Vater, Mutter und der Kleine) strahlt seine ganze glückliche Jugendzeit zurück. Nicht, daß er alles hätte haben können, wonach ihn gelüstete. O, nein! Er war der jüngste, um sieben Jahre jünger als der zweitjüngste Bruder. Er hätte bei seiner Munterkeit ganz wohl ein verhätscheltes Büblein werden können. Davor bewahrte ihn aber die gesunde, einfache, bescheidene Art seiner Eltern. Auch die naturnahe Lebensweise auf dieser stozigen Waldheimat machte ihn aufgeweckt und widerstandsfähig. An schönen Sommersonntagnachmittagen lernte er die Bubenfreunden seiner Heimat kennen: Beeren und Haselnüsse suchen, Eichhörnchen und Hasen nachjagen, Hornussen und andere Spiele. Wenn die Hände des Kleinen vor Kälte blau und rot ausfahlen und ihn